

Vortrag vom 11. November 2009 im Rahmen der dreiteiligen Vortragsreihe
„Fundament der Zukunft“ des Katholischen Frauenbunds Zürich

Frauen-Kompetenzen für eine religiös und kulturell vielfältige Zukunft

Reinhild Traitler-Espiritu

Müssen wir wirklich so viele Fremde bei uns aufnehmen? Geht dabei nicht unsere Eigenart verloren, unsere Sprache, unsere Werte? Sollen wir uns von Bosniern und Serben zusammenschlagen lassen? Den Ruf des Muezzins vom Minarett auf jedem Dorfplatz hören? Befürworten jetzt sogar schon unsere Verfassungsjuristen die Einführung der Scharia? Sind wir nicht hoffnungslos überfremdet?

Vielleicht haben wir, so ganz im Geheimen, weil es ja politisch nicht korrekt ist, den einen oder anderen dieser Sätze auch schon mal ausgesprochen. Wenn wir uns wieder mal gestossen haben an irgend so einem rüpelhaften dunklen Burschen, an einer schwarz verschleierten Frau, am lauten Gerede in einer uns fremden Sprache an der Strassenbahnhaltestelle, kurz, wenn uns die fremde Eigen-art auf die Nerven geht; wenn wir schnell vergessen, dass auch „unsere“ Jugendlichen ein Gewaltproblem haben und dass Religion auch im Christentum sowohl zur Niedrighaltung der Frauen, als auch zu ihrer Befreiung beigetragen hat.

In der manchmal beängstigend erscheinenden Komplexität des Lebens bringen wir damit unsere Sehnsucht nach Eindeutigkeit, Klarheit, Übersichtlichkeit jedenfalls in unserem eigenen, kleinen Raum zum Ausdruck und vergessen dabei, dass die Schöpfung, ja der ganze Kosmos unendliche Diversität und Verschiedenheit bedeutet.

Vor mehr als sechzig Jahren, am 14. Dezember 1946, wurde am Schauspielhaus Zürich ein Stück aufgeführt, das sein Autor, Carl Zuckmayer, bereits 1945 niedergeschrieben hatte und das zu einem der wichtigsten literarischen Zeugnisse der Nachkriegszeit wurde. Dem nationalsozialistischen Ruf nach sogenannter „Rassenreinheit“ setzte das Drama „Des Teufels General“ die Einsicht gegenüber, dass die Geschichte Europas eine Geschichte der Mischungen, Verschmelzungen und Hybridisierungen war und ist. Vielfalt hat die Kreativität hervorgebracht, die eine der Tugenden Europas ist.

In einer unvergesslichen Szene versucht Harras, des Teufels General, seinen Adjutanten (einen jungen Mann aus dem Rheinischen) zu trösten. Dem hat man den sogenannten Ariernachweis verweigert – und damit auch die Heiratserlaubnis (eine der Grossmütter sei nicht ganz „reinrassig“ gewesen!).

Harras: Schrecklich. Diese alten verpanschten rheinischen Familien! ... (lacht vor sich hin) Stell'n Sie sich doch bloß mal ihre womögliche Ahnenreihe vor: da war ein römischer Feldherr, schwarzer Kerl, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Dann kam 'n jüdischer Gewürzhändler in die Familie. Das war 'n ernster Mensch. Der 's schon vor der Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustadt begründet. Dann kam 'n griechischer Arzt dazu, 'n keltischer Legionär, 'n Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter...und ein französischer Schauspieler. Ein...böhmischer Musikant. Und das alles hat am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen, gesungen und...Kinder jezeugt. Hm? Und der Goethe, der kam aus demselben Topf, und der Beethoven, und der Gutenberg, und der ... Matthias Grünewald. Und so weiter, und so weiter. ... Das war'n die besten, mein Lieber. Vom Rhein sein, das heißt: vom Abendland. Das ist natürlicher Adel. Das is Rasse. Sei'n Sie stolz drauf, Leutnant Hartmann, und hängen Sie die Papiere Ihrer Großmutter auf den Abtritt!

Die Zukunft Europas wird farbenreich sein – kulturell, religiös und in der Lebensführung, habe ich in der Ausschreibung behauptet. Nun setze ich hinzu: genauso, wie die Geschichte

Europas farbenreich, vielfältig und gemischt war. Und natürlich wird es eine Zukunft sein, in der die Frauen sichtbar sind, mit allem, was sie beigetragen haben und beitragen werden (die Frauen fehlen in der Ahnenreihe des General Harras, da wurden die Kinder bloss gezeugt, aber nicht geboren!).

Ich möchte im Folgenden kurz etwas über diese Geschichte Europas aus dem Blickwinkel interreligiösen Zusammenlebens sagen. Und möchte dann in einem zweiten Schritt fragen, auf welchen Fundamenten wir Zukunft bauen und welche Ressourcen wir als Frauen brauchen, vielleicht schon haben, um diese Zukunft mit zu gestalten.

1. Das christliche Abendland und „die anderen“

Wer sich heute auf die Bewahrung des christlichen Abendlandes beruft, um den Bau von Minaretten zu verhindern, wie das kürzlich im Club des Schweizer Fernsehens die Vertreter der Initiative taten, über die wir am 29. November 2009 abstimmen werden, liegt historisch quer.

Natürlich hat das Christentum jahrhundertlang den Werterahmen für die Völker Europas abgegeben und alles – die Lebensführung, das Wissensverständnis, die Politik und die Ästhetik – geprägt. Aber die vielen Widerstandsbewegungen (die Reformbewegungen durch die Jahrhunderte, die politischen und religiösen Ketzer und Ketzerinnen, die Vertreibungen und Fluchten, das Ausweichen bis zur Ausfahrt der „Pilgerväter“ auf einen anderen Kontinent) zeugen davon, dass das nicht ohne Konflikte gegangen ist:

Das christliche Abendland war auch eine Hypothese, die es erlaubte, das Eigene/die eigene gute (oder unter Umständen auch böse) Sache, die eigene ethnische oder religiöse Gruppe gegen die sogenannten „Anderen“ mit äusserster Gewalt zu verteidigen und als Machtbasis zu erhalten.

Europas Geschichte ist eine eigentümliche Mischung von Brutalität und Humanität, ein ständiger Versuch, sich gegen Aussen abzugrenzen und abzuschotten, auch mit Gewalt, aber gleichzeitig auch Impulse von aussen aufzunehmen und ins Eigene zu integrieren: Es waren gerade die Mischungen, die Neues hervorgebracht haben und kreative Lösungen fanden für die Herausforderungen, denen sich jede Generation neu stellen musste.

Die Geschichte der monotheistischen Religionen zeigt genau das: Es war das Überschreiten der Grenzen Judäas, das Hineingehen ins Zentrum der römischen Macht, die das Christentum zum Christentum gemacht haben. Es war die Zerstörung des zweiten Tempels im Jahr 70 n. Chr. die das Judentum zu einer Neubesinnung nötigte, und es war die Ausbreitung des Islam nach Nordafrika und auf die iberische Halbinsel, die ihn von einer Religion arabischer Stämme zur weltweiten Gemeinschaft machte.

Es war das Miteinanderleben von Christen, Musliminnen und Juden im maurischen Spanien, das im Hochmittelalter zu einer nie dagewesenen Blüte an Wissenschaft, Kunst und Kultur in Al Andalus führte. Es waren die muslimischen Gelehrten, die als erste Literatur und Philosophie der Antike wiederentdeckten, eine wissenschaftliche Heldentat, für die nach unserem Verständnis die Gelehrten der Renaissance Kredit beanspruchten. Die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun hat in einem Essay „Glauben, Wissen und Geschlecht“ kürzlich darauf hingewiesen, dass die muslimischen Ärzte des Mittelalters wesentlich mehr zur Entwicklung der modernen Medizin beigetragen hätten, als ihre christlichen Kollegen, weil für sie der leidende Mensch keinen Wert in sich hatte. Krankheit war nicht (wie im damaligen christlichen Verständnis) ein Mittel der Läuterung, sondern ein Übel, das zu bekämpfen war. Ähnlich wie im Fall der Philosophen wurden die medizinischen Lehrbücher der muslimischen Ärzte einige Jahrhunderte später vom Westen übernommen und trugen bei zur „Blüte der Wissenschaft in der Renaissance – ein Begriff, der unterschlägt, wie

viel von dieser Blüte Europas dem arabisch-islamischen Kulturraum geschuldet ist“ (Christina von Braun).

Erst mit dem Beginn der sogenannten Reconquista, der Wiedereroberung durch die katholischen Könige kam dieser Versuch der *convivencia* (des guten Zusammenlebens der Verschiedenen) so nach und nach zu einem Ende: Ein Beispiel dafür, dass Eindeutigkeit, die genaue Abgrenzung, die reine Rasse, die richtige Religion, kurz, die Reduktion des Vielen auf das Eine, immer in Gefahr ist in Intoleranz, Engstirnigkeit und Gewalt auszuarten. Davon gibt es in der europäischen Geschichte unzählige Beispiele.

Es gibt auch Beispiele, die zeigen, wie gerade Migrantinnen und Migranten zur Entwicklung ganzer Landstriche beitrugen, ja, wie man die Geschichte Europas auch als Geschichte grosser Migrationsbewegungen begreifen kann, von denen viele religiös motiviert waren.

- Zum Beispiel haben die jüdischen Menschen, die im späten 15. Jahrhundert vom spanischen Königspaar Ferdinand und Isabella vertrieben wurden, sich auf dem Balkan angesiedelt und dort zur Entwicklung von Wissenschaften und Künsten in ihrer neuen Heimat beigetragen. Im Liedschatz des Balkan gibt es das Curiosum der altkastilischen Lieder – der Lieder der vertriebenen spanischen Juden, die in altspanisch gesungen werden.
- Zum Beispiel das ehemalige Ostpreussen, das der deutsche Ritterorden (der in der Zeit der Kreuzzüge entstand) besiedelte. Dorthin sind in mehreren Wellen Migranten aus Westfalen gesiedelt, die eine neue Heimat, Land, Lebensmöglichkeiten suchten. Sie haben übrigens vier Generationen hindurch die Ehepartner/innen für ihre Kinder aus der alten Heimat kommen lassen. Im Zeitalter der Gegenreformation kamen dann Salzburger Protestant/innen (die sogenannten Exulanten, die ihres Glaubens wegen aus der alten Heimat aussiedeln mussten), und die der König von Preussen aufgenommen hatte. Im 17. und 18. Jahrhundert kamen Fachleute aus Deutschland und Holland, Handwerker, Künstler, Architekten und Baumeister. Der wirtschaftliche Erfolg des Landes hing genau von der Durchmischung von Kompetenzen und Ideen ab, die diese verschiedenen Gruppierungen mitbrachten.
- Zum Beispiel die Stadt Köln, in der erst vor kurzem ein heftiger Streit um den Bau einer repräsentativen, grossen Moschee tobte. Diese Stadt am Rhein, an diesem Strom der Begegnung der Verschiedenen, hat unzählige Wellen von Migrant/innen aufgenommen, von den Hugenotten im 16. Jahrhundert über die verarmten polnischen Industriearbeiter im 19. Jahrhundert bis hin zu den türkischen „Gastarbeitern“, deren Kinder und Enkel heute auf Kölsch zu Allah beten. Sie alle haben, durch die Jahrhunderte, zum Wohl der Stadt, zu ihrer Prosperität und ihrer einzigartig offenen Atmosphäre beigetragen.

2. Das Fundament der Zukunft: Das von Gott in den anderen erkennen

Warum erzähle ich Ihnen das alles? Inwiefern ist es auch für uns noch relevant? Aus einem doppelten Grund: In der Geschichte Europas waren Migrationen nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Ausgelöst durch die Suche nach neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten (vor allem im Osten des Kontinents), durch religiöse oder politische Verfolgungen, durch den Wunsch, der Kleinräumigkeit des Kontinents zu entfliehen, haben sie zu immer neuen Vermischungen von kulturellen und religiösen Prägungen geführt. Das wurde erst mit der territorialen Zuordnung von Religion/Konfession, mit dem Entstehen der Nationalstaaten und schliesslich mit der Konstruktion von „Rasse“ zu einem Problem.

Jetzt, im Kontext der Globalisierung, beginnt sich das zu verändern. Das was nationale Identität ausmacht, ist dabei sich zu verschieben, und wir alle wissen noch nicht ganz genau, in welche Richtung. Die Konstruktion des „christlichen Abendlandes“ gibt uns nämlich nicht

mehr den fraglosen Halt und die eindeutige Identifikation. Das moderne Abendland ist nicht christlich, sondern säkular. Selbst diejenigen von uns, die Christ/innen sind, sind dies im säkularen Umfeld und nach den Spielregeln säkularer Verfassungen. Auch wenn diese „Gott“ noch manchmal in ihrer Präambel nennen, ist dieser Gott nicht religiös/konfessionell definiert, sondern als Macht verstanden, die auch die höchste menschliche Autorität begrenzt und zur Rechenschaft nötigt.

Das christliche Abendland ist also nicht mehr eindeutige Referenz und auch nicht eine, die sich bei aussereuropäischen Völkern beliebt gemacht hätte: Europäerinnen und Europäer sind bis heute kompromittiert durch die Geschichte des Kolonialismus, seiner Eroberungen und Sklavenhaltermentalität, und der fortdauernden Definitionsmacht die „der weisse Mann“ (und es ist ja vorrangig der Mann) über die Geschicke der Welt beansprucht. Wenn wir das „christliche“ in dieser Konstruktion bewahren möchten, geht es jedenfalls nicht über das Verbot verfassungsmässig garantierter Freiheiten und Rechte; auch nicht über den Verweis auf „Kultur“, die nie fluider gewesen ist als heute. Es geht nur, indem wir das WIR neu definieren, das was Gemeinschaft und den Ort der einzelnen Person in der Gemeinschaft ausmacht.

Bis jetzt habe ich von diesem „WIR“ fraglos gesprochen. Wer gehört dazu und warum? Bin ich selbst Teil des WIR? Inwiefern habe ich Anteil? Jedenfalls nicht als Schweizer Bürgerin, ich habe ja einen österreichischen Pass. Auch nicht über das Schweizerdeutsch – ich spreche ja mein eigengefärbtes Hochdeutsch. Gehöre ich mehr dazu als eine Bosnierin mit Schweizer Pass, oder weniger, und warum? Was sind die Kriterien, die Menschen ein- oder ausschliessen? Wer soll sich in was integrieren? Ein Kosovari in das Zürcher neudeutsch mit seinen vielen, oft falsch gebrauchten englischen Wörtern? Wer ist das WIR und wer bin ich?

Diese ständige Standortbestimmung, was in welchem Zusammenhang das WIR ausmacht, ist Ausdruck eines neu entstehenden Konzepts von Identität: *Ich bin viele!* Mein Leben hat Anteil an vielen Prozessen. Ich bin z.B. „weiss“, eine Frau, ich bin alt, ich habe Bildung, ich lebe in einem der reichsten Länder der Welt, ich bin eine Christin, Protestantin, ich bin Ausländerin, ich war lange SP Mitglied, ich habe genug Geld mich zu ernähren und einen gewissen Lebensstandard zu geniessen, mein Sohn ist Eurasier, meine Enkelin hat auch noch mexikanisches Blut in den Adern, aber einen Schweizerpass etc. etc. Alle diese Mosaiksteine meiner Identität verbinden mich mit unterschiedlichen Menschen, Ereignissen, auch widersprüchlichen, und sie bestimmen meinen Ort in der Gesellschaft. Ich bin gleichzeitig lokal und global, in meiner täglichen Lebensführung (nur schon in dem, was ich esse), in meinem Kulturkonsum und – so behaupte ich – auch in meinem spirituellen Leben. In meiner interreligiösen Arbeit habe ich gelernt, dass „*die grossen Weltreligionen mit ihren vielfältigen Lehren und Praktiken authentische Wege zum höchsten Gut darstellen (Pluralist Summit, Birmingsham 2003)*“. Kurz, ich bin gemischt, und wenn Sie, jede für sich, eine Liste Ihrer multiplen Identitäten machen, kommt vielleicht etwas Ähnliches heraus.

Diese Entwicklungen hin zu einer Vieldeutigkeit, ja Undurchsichtigkeit, können wir bedauern, wir können sie aber auch als eine einmalige Chance begreifen. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit können wir uns alle ein friedliches Zusammenleben vorstellen. Täglich wird uns das Menschsein anderer Menschen vor Augen geführt. Wir leiden ganz unmittelbar mit den Opfern eines Erdbebens im fernen Indonesien. Wir freuen uns, wenn unser Nachbarland einen der grössten Momente seiner Geschichte feiert. Live am Fernsehen sehen wir den symbolischen Fall der Berliner Mauer. Ghaddafi ist ein Haushalt-Wort, wir ärgern uns spontan, aber es ist uns auch klar, dass nicht alle Lybier/innen unsere Feinde sind. Das heisst, zum ersten Mal nehmen wir Anteil an Menschheitsgeschichte, die nicht sofort in ein Freund-Feind-Schema gegossen ist, sondern aus Menschenschicksalen besteht.

Dieses Wissen, dass es überall Menschen sind, jede und jeder ein kostbares Unikat in einer verletzbaren Haut ist und dass in dieser unermesslichen Diversität der gleiche Kern Leben steckt, wie in jeder einzelnen/jedem einzelnen von uns, ist ein Fundament der Zukunft.

Es ist ein Fundament der Zukunft zu erfahren, dass wir Anteil aneinander haben, dass jede von uns auf vielfältige Weise in ein grosses Netzwerk eingeknüpft ist, dass ich viele bin. Das befähigt mich, „das von Gott im anderen“ zu erkennen und respektieren zu lernen. Das heisst mich auch denen gegenüber zu öffnen, die traditionell meine Feinde/unsere Gegnerinnen waren. Es befähigt mich auch, im anderen Gutes zu vermuten. Das ist das genaue Gegenteil dessen, was die Initiant/innen der Minarettinitiative machen: sie vermuten im anderen vorsorglich das Böse, vor dem wir uns fürchten sollen.

Vielleicht ist diese Fähigkeit, in den „anderen“ das Menschsein wahrzunehmen, auch die einzige Art, unser Christsein in die Zukunft zu tragen. Es werden uns nämlich weder autoritätsgestützte Dogmen noch eine gepflegte Spiritualität wieder zu einem christlichen Abendland zusammenschweissen, sondern nur die Art und Weise, wie wir die Essenz unseres Glaubens in unserem Leben als Individuen und als Gemeinschaft bewahrheiten:

„Es strebe jeder von euch um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen“ sagt Lessing in der Ringparabel. Das Menschsein der jeweils anderen wahrnehmen, heisst sie als Teil des WIR zu begreifen.

Auch dies ein Fundament der Zukunft: Aus der Verwurzelung im eigenen aus sich heraus und aufeinander zu gehen. Diese Öffnung nicht abhängig machen davon, ob sich die anderen auch öffnen werden.

Damit dies gelingt, braucht es Kompetenzen, um den Alltag fair und kooperativ zu gestalten und Kenntnisse, um die Vielfalt verschiedener Religionen und Kulturen als Erweiterung der Lebensmöglichkeiten zu erleben.

3. Frauen-Kompetenzen für die Gestaltung der multireligiösen und plurikulturellen Zukunft

Die Situation, die ich geschildert habe, ist nicht ohne Probleme, ja Gefahren. Gerade in der Fluidität einer extrem vernetzten Welt sind die Bedürfnisse nach Rückzug ins „Eigene“ gewachsen. Und dieses Eigene wird zunehmend auf der dunklen Folie des Islam konstruiert, der uns überrennt, unterwandert und mit vielen Kindern schleichend besetzt. Die Ängste dem Islam gegenüber sind vielfältig, nicht selten erinnern sie mich an die Argumente, mit denen jüdische Menschen diskriminiert und verfolgt worden sind.

Ich möchte ein paar Geschichten erzählen, wie wir dieser Situation angemessen begegnen und etwas zum respektvollen Umgang miteinander in einem inklusiven „WIR“ beitragen können. Ich tu dies als Aktivistin auf der lokalen Ebene: Ich bin seit einigen Jahren in der Ökumene-Arbeitsgruppe der Kirchgemeinde Fluntern engagiert und habe dort mehrere interreligiöse Anlässe konzipiert, unter anderem die Lange Nacht der Religionen. Ich tu dies als Teammitglied im Team des interreligiösen Theologiekurses; als Mitglied des Interreligiösen Think-Tanks von Frauen hier in der Schweiz und als Mitleiterin des Europäischen Projekts für Interreligiöses Lernen (EPIL). Dieses Frauenprojekt wurde auch vom Schweizer Katholischen Frauenbund grosszügig mitunterstützt und getragen. Das heisst, ich bin seit Jahren sowohl lokal, national als auch international und europäisch in der interreligiösen Arbeit mit Frauen tätig, wobei ich mich auf den Dialog zwischen den drei Religionen des Buches bzw. auf den Dialog zwischen Christinnen und Muslimas beschränkt/spezialisiert habe. Ich denke, dass dort die Probleme liegen, die Ausschliesslichkeitsansprüche und die alten Feindgeschichten.

Aus den dort gemachten Erfahrungen leite ich drei Schritte ab, wie wir aufeinander zugehen können und für die wir als Frauen Kompetenz mitbringen:

- *Sich kundig machen. Gerne benehmen wir uns so, als ob wir über die anderen alles Nötige wissen. Aber meistens bedient unser Wissen nur unsere persönlichen und gesellschaftlichen Vorurteile.* Wir wissen das, was wir wissen sollen, und was wir wissen wollen. Ich kann mich erinnern, wie erstaunt ich war, als ich vor einigen Jahren den Bericht einer Frau las, die vom Christentum zum Islam übergetreten war, weil sie dort mehr Spiritualität fand. Der Islam, eine spirituelle Religion? Das passt doch nicht in unser Klischee. Aber es leuchtet mir ein: fünf mal am Tag, 365 Tage im Jahr miteinander beten erzeugt ein anderes Bewusstsein für die Verbundenheit mit Gott und mit der Gemeinschaft, als wenn wir einmal am Sonntag (wenn überhaupt) und allenfalls im stillen Kämmerlein, das tun, was wir beten nennen – Gott loben und ein Anliegen vor Gott stellen. Sich kundig machen, kann übrigens eine Mischung von Wissen erwerben und etwas erleben bedeuten. Im Quartier Fluntern haben wir zwei Abende zum Thema „Essen und Gastfreundschaft als Friedensrituale in den Religionen“ veranstaltet. Da haben wir zuerst einmal gegessen und im Gespräch an den Tischen etwas über die Bedeutung der Speisen erfahren, ehe wir dann Referate zu diesem Thema hörten. Sich kundig machen gelingt am besten, wenn es in einer Atmosphäre des Vertrauens geschieht: Wir wollen die jeweils anderen nicht überreden, sondern eine andere Möglichkeit kennen lernen, Glauben zu leben (d.h. Vertrauen zu haben, in einem grösseren Ganzen geborgen zu sein).
- Dialog zwischen den Religionen war bis vor kurzem weithin eine Angelegenheit von Männern, hohen und höchsten Religionsvertretern. Dieser Dialog ist wichtig. *Aber ebenso wichtig ist es, den Dialog alltagsbezogen und alltagsrelevant zu gestalten.* Es geht letztlich um das gute Zusammenleben im Alltag. Was nützt in diesem Alltag der „Convivencia“? Hier haben Frauen als traditionelle Gestalterinnen des Alltags Erfahrungen, die meistens unsichtbar bleiben.

Im EPIL haben wir deshalb immer wieder versucht, solche Alltagskompetenzen sichtbar zu machen. Ich erinnere mich an den bewegenden Besuch im Wiener Allgemeinen Krankenhaus (während unseres EPIL Moduls), wo die Hebammen ein Ritual entwickelt haben, das es Eltern ermöglicht, von ihren zu früh und tot geborenen Säuglingen Abschied zu nehmen, und zwar Eltern jeder Glaubensrichtung. In einem Picketdienst helfen sich auch christliche, muslimische und jüdische Seelsorgende, zu jeder Zeit zur Verfügung zu stehen bzw. stellvertretend für die jeweils anderen da zu sein.

Ebenso haben wir als EPIL Leitungsteam die Teilnehmerinnen des zweijährigen Ausbildungskurses veranlasst, sich in ihrer Diplomarbeit auf den Transfer in ihr berufliches Umfeld zu konzentrieren. Eine Schweizer Lehrerin hat daraufhin ein Projekt für interkulturellen/interreligiösen Unterricht entworfen und gleich noch getestet. Was entsteht an gemeinsam erlebter und gestalteter Vielfalt in einem Raum von 25 Zweitklässlern?

Eine junge Beiruter Journalistin hat die Darstellung von Christentum und Islam in arabischen Comics für Kinder untersucht. Eine reformierte Pfarrerin hat eine Gemeindereise in die Türkei organisiert, um den Vorurteilen gegen türkische Migrant/innen auf die Spur zu kommen.

Wichtige Elemente des Alltagsbezugs sind sinnliche Erfahrbarkeit und erlebte Gemeinschaft.

- *Ein dritter Schritt wäre die öffentliche Sichtbarmachung: Es gibt ein neues WIR, die säkulare Gesellschaft und den demokratischen Rechtsstaat, in dem Religionsausübung privat und öffentlich zu den Grundrechten gehört.*

Es ist wichtig, unsere eigene Haltung zu allen pauschalen Angriffen auf Menschenrechte und Menschenwürde bestimmter Gruppen sichtbar zu machen. Gerade für Frauen, die selbst lange darum kämpfen mussten, dass sie sichtbar und ihre Stimmen gehört werden, ist es wichtig. Die Haltung gegenüber Menschen muslimischen Glaubens in Europa ist stark geprägt von Pauschalisierungen und aufgeheizt vom allgegenwärtigen Terrorismusdiskurs. Gerade die Diskussionen um die Minarettinitiative haben gezeigt, dass auch die Schweiz mit ihrer beeindruckenden Tradition von Toleranz und Demokratie nicht gefeit ist vor diffusen Ängsten, für die der Islam die Projektionsfläche bietet. Deswegen bleibt die *Auseinandersetzung mit Argumenten wichtig*, und dafür müssen wir uns stark machen. (Der Interreligiöse Think-Tank von Frauen hat dafür übrigens ein ausgezeichnetes Argumentarium entwickelt: www.interrelthintank.ch/Statements/16 Gründe für ein NEIN).

Übrigens: Sie müssen keine Angst haben, dass die Begegnung mit den religiös „anderen“ Ihre eigenen Glauben aufweicht oder verwässert. Ich selbst habe genau die umgekehrte Erfahrung gemacht: Meine Begegnungen mit muslimischen Frauen haben mir klarer gezeigt, was mir am Christentum wichtig und unaufgebbar ist. Etwa die Inkarnation. Dass Gott nicht nur der ganz andere, ferne sondern auch die ganz ähnliche, nahe ist, berührt mich zutiefst. In den anderen sehen wir, wie in einem Spiegel, zunächst uns selbst. Und dann, wenn wir dranbleiben, sehen wir in der anderen ihr Menschsein. Und entdecken ähnliche Sehnsüchte nach Liebe und Angenommensein und nach dem guten Leben in Frieden. Und dann können wir, jede in ihrer eigenen Sprache, vielleicht auch gemeinsam darum bitten. Das haben wir in gemeinsamen interreligiösen Friedensgebeten bereits getan. Für mich sind solche Versuche Kitt im Fundament einer Zukunft, die sich ja aus unseren besten Traditionen zusammenfügen sollte.

Shalom, Salam, Frieden uns allen!

© Alle Rechte bei der Verfasserin